

DER ERZÄHLER

Samsiag, den 9. Juli 1932

Nummer 41

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Der Sohn des Kaiserjägers.

Skizze von Hanns W. Kappler.

Der Sohn umbrachte die Sempacher Hütte im Gebiet der Sonlar-Spize, trieb den Schnee vom Dach und wirbelte ihn in tollem Tanz umher.

Am grobgezimmerten Tisch saßen rauchend und sinnend der Bergführer Sepp Mayrhofer und sein Begleiter Peter Ries. Mit der Erreichung des Zieles ihrer Bergwanderung war es nichts geworden, der Sohn hatte an Stärke gewonnen, und man mußte sich glücklich schätzen, wohlbehalten in der Sempacher Hütte angelangt zu sein. Das Feuer knisterte im offenen Herd, unruhig zuckten die Flammen auf und ab, hin und her, der Sturmwind ritz den Rauch gierig aus dem Schornstein.

Witten in der Behaglichkeit der Hütte ertönte plötzlich ein Poltern vor der Tür, die kurz darauf heftig aufgerissen wurde. Eine schneebedeckte Gestalt lehnte sich erschöpft an den Pfosten. Sepp und Peter sprangen auf, zogen den Mann in die Hütte und schloffen rasch die Tür.

„Allein gekommen?“ fragte Sepp. Der Mann rang sich nach Atem, schüttelte mit dem Kopf. „Mein — Gefährte — abgestürzt —!“ rang es sich schließlich stoßweise über seine Lippen. „Abgestürzt?“ fragten Sepp und Peter wie aus einem Munde.

„Drüben — in eine — Gletscherspalte —!“ „Auf dem Südgletscher?“ „Ja, ja — dicht neben dem Spitzgrat.“ „Der ist Dein Gefährte?“

Der Bergführer Juno Torri aus Bozen. Der Name des Abgestürzten übte auf die beiden Deutschen eine eigenartige Wirkung aus. Während Sepp Mayrhofer sich kaum abzuwenden, stieß Peter Ries einen leisen Pfiff aus. „Juno Torri!“ wiederholte er dann langgedehnt. „So, so...“

Befremdet schaute der Italiener auf. „Signores, kennen Sie meinen Freund?“ Peter Ries lachte rasch auf. „Ob wir den kennen? Ein lieber Bursche, der Torri.“

„Was — bedeutet das?“ murmelte der Italiener. „Das will es Ihnen sagen“, bemerkte Peter Ries, und seine Augen blitzten. „Juno Torri war es, am Premagiora. Sepp Mayrhofer's Vater lag dort als Kletterjäger. Auf einem Patrouillengang wurde er aus dem Hinterhalt heimtückisch erschossen. Der Mörder war sein ehemals bester Freund, eben der Torri, der früher Bergführer in Belluno gewesen war.“

Der Italiener brühte sich schon in eine Rede der Hütte und lenkte den Kopf. Sepp Mayrhofer aber hatte inzwischen nach Gaspietel und Seil gegriffen, der Mörder hing ihm schon über der Schulter. „Wach! Wach! fertig, Bester!“ sagte er kurz. Peter Ries schaute erstaunt zu ihm hinüber, als er aber das entschlossene Antlitz des Freundes sah, nickte er stumm mit dem Kopf.

Kurze Zeit später brauste der Sohn um zwei Männer, die sich mühsam durch Schnee und Eis einen Weg bahnten. Stunde um Stunde verging, ehe der Spitzgrat am Sonlar erreicht wurde. Drohend gähnte die tiefe Gletscherspalte in der mehr und mehr hereinbrechenden Dämmerung. Peter trieb den Bissel fest in verbleibtes Gestein, dann schob sich Sepp Mayrhofer vorsichtig über das Eis des Südgletschers. Am Rande der Spalte angelangt, rief er in das undurchdringliche Dunkel: „Hallo! Torri!“

„Hallo!“ kam es ganz deutlich aus der Tiefe zurück. „Bist Du verletzt?“ „Beide Unterarmen gebrochen“, ertönte es als Antwort. „Ein Deutscher bist Du?“

„Ja. Wie tief liegt Du?“ „Dreißig Meter müssen es sein. Wer bist Du?“ „Der Sepp“, antwortete der Bergführer kurz. „Welcher Sepp?“ kam es beharrlich zurück. „Der Mayrhofer.“

„Der Bergführer aus Schönbau?“ — „Ja.“ Eine Pause entstand, während der Sepp Mayrhofer das Seil durch die Hände in den Gletscherspalte abrollen ließ. „Lass mich unten, Sepp Mayrhofer!“ tönte es plötzlich, gleich einem Schrei, aus dem dunklen Abgrund heraus. Sepp ließ das Seil unbewert durch seine Finger gleiten. „Leg Dir den Strang um die Brust, Torri!“ erliefte er ruhig. „Ich zieh' Dich hinauf.“

„Nein, laßt mich — hier unten! Ich hab' eine alte Schuld zu zahlen, Sepp Mayrhofer.“ „Ist erledigt“, brummte der Bergführer hinab. „Ruh' Dich, nimm' das Seil und zieh' zu, daß Du herauskommst!“ Einige Sekunden verstrichen, ehe Sepp an den Bewegungen des Seiles spürte, daß der Vermittelte seinem Gebot folgte. Bald darauf lag Torri auf dem Gletschereis zu Füßen des Bergführers Sepp Mayrhofer.

„Ich würd' Dir meine Hand geben zum Dank“, murmelte Torri leise, „aber es fließt Blut daran. Das Blut Deines Vaters, Sepp Mayrhofer.“ „Neh' nicht, Torri! Hier ist die Dede, wir tragen Dich nach der Sempacher Hütte.“

Aber die Kletterei war beschwerlicher und voll größerer Gefahren als der Hinweg. Die Last des hilflosen Abgestürzten raubte den beiden Rettern viel von ihrer Sicherheit. Die Nacht brach herein, viele Stunden vergingen, ehe endlich das Licht der Hütte durch die Nacht schimmerte.

Sepp Mayrhofer und Peter Ries legten einen Toten auf den Fußboden der Hütte: Torri war erfroren, den langen Rücken hatte er nicht überstanden. Während sein Begleiter neben ihm kniete, zog Sepp langsam die Hände vom Kopf. „Was meinem Vater nicht begeben, ihm, dem Torri, wird es ein Grab in heimatischer Erde —.“ Still wurde es in der Hütte. Draußen heulte der Sohn sein unrautes, graufiges Lied.

Der Schatz des Matteo Subrini.

Erzählt von Georg Eschenbach.

Der Stern des Hauses Subrini war im Sinken. Fünfzig Jahre Geschlechterkrieg hatten die Kraft und die Mittel der Familie fast erschöpft. Und nun lag Matteo Subrini mit seinem letzten Gefolgsherrn, seinem letzten Gold und seinem letzten Kind, der jungen Lucrezia, in seiner Stadtbürg, wartete auf das Ende.

Das konnte nicht lange ausbleiben. Denn die ganze Stadt wußte, daß die Cardinali nur auf den Tag warteten, da die Nachkommen der Reute Subrini erlahmen würde und sie die Burg ihres erbitterten und ältesten Feindes stürmen konnten.

Der alte Matteo selbst sah dieses Ende vor sich. Ihm wäre der Gedanke daran nicht so schwer geworden, denn sein ganzes Leben hatte aus Kampf bestanden. Er würde sich am liebsten selbst die Todeslast angelastet und unter den Trümmern seines brennenden Hauses begraben haben. Aber sein Kind war neunzehn Jahre alt und seine Hand nach dem Leben. Am Neuenrader Markt hatte er nicht bezogen.

Die Kwanon / Skizze von Olaf Bouterwek.

kommerziellverträgliche Villa... Und als er sie einige Stunden später wieder verließ, gefand er sich, daß dieser Abend einer der schönsten gewesen war, die er je erlebt hatte.

Diesem ersten Besuch folgten viele andere, die durchaus nicht weniger harmonisch verliefen; aber da auch nach zwei Monaten die beiden sich immer noch nicht ihre heftige Liebe gefanden und sich auch sonst in keiner Weise nähergekommen waren, wurde Viset mit jedem Tage gereizter. „Dieser Zustand wird allmählich untragbar“, sagte sie eines Tages zu ihrem Vater. „Du mußt mit ihm sprechen, Pa —.“

„Mit ihm sprechen ist gut!“, knurrte der Kommerzienrat. „Vielleicht sage ich zu ihm: Herr Doktor, heiraten Sie meine Tochter! Ich zahl' Ihnen 'ne schöne Mitgift aus, so daß Sie sich 'ne eigene Praxis kaufen können...“ „Nein, Kind, das geht nicht.“

„Dieser Zustand wird untragbar“, sagte auch Ulrich. „Morgen hat der Alte Geburtstag, da werde ich zum letzten Mal hingehen.“ Ein neues Problem tauchte auf: Was konnte wohl ein armer Assistenzarzt mit 80 Mark Monatsgehalt einem reichen Bankdirektor zum Geburtstag schenken? Eine Kiste Zigarren? Lächerlich! Damit fiel ihm ein, daß der Kommerzienrat ein eifriger Antiquitätenjäger war. Ulrich ließ sich beurlauben und lief einen ganzen Tag lang durch sämtliche Antiquitätenläden; aber entweder zeigte man ihm billigen Ketz und schädliche Nachahmungen, oder er hörte Preise, vor deren Höhe ihn schwindelte.

Als er wieder einmal einen Laden verlassen wollte, hielt ihn der Inhaber zurück. „Einen Augenblick, mein Herr! Ich hab' da noch eine Kleinigkeit. Ein seltsames und wirklich wertvolles Stück. Sie bekommen es für ein Zehntel des Wertes, denn die Figur ist leider etwas beschädigt! Aber die abgebrogene Nase ist vorhanden und ich könnte den kleinen Schaden leicht ausbessern lassen.“

Nachdem Ulrich betrachtete die Figur: wirklich ein schönes Stück und durchaus würdig, der Sammlung des Kommerzienrates einverleibt zu werden. Der geforderte Preis war zwar für Ulrichs Verhältnisse sehr beträchtlich, doch immerhin erschwinglich.

Ulrich dachte plötzlich einen genialen Gedanken: „Ich werde die Ausbesserung selbst vornehmen. Baden Sie die Figur ein — die Nase legen Sie natürlich dazu — und schicken Sie alles zusammen mit meiner Karte morgen früh an diese Adresse hier!“

Ulrich gab ihm die Anschrift des Kommerzienrates. Dann ging er zufrieden nach Hause. Wenn Visets Vater morgen früh das Paket aufmachte, mußte er annehmen, daß die Nase auf dem Transport abgebrochen sei. Und dafür konnte er — Ulrich — natürlich nicht!

Aber als er am folgenden Tage die Villa betrat, klopfte ihm das Herz doch ein wenig. Quersicht trat ihm Viset entgegen. Gleich darauf erschien ihr Vater. Er begrüßte Ulrich sehr herzlich und bedankte sich sehr ausführlich für das schöne Geschenk. „Es ist meinen schönsten Stücken durchaus ebenbürtig. Sehen Sie, lieber Doktor, ich habe der Kwanon sogar den Ehrenplatz gegeben!“

Er zog Ulrich ins Nebenzimmer und zeigte auf einen Altar, wo die Figur zwischen zahlreichen anderen Dingen einen hervorragenden Platz behauptete.

Ulrich glaubte, seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Denn die Kwanon hatte die Nase durchaus dort, wo sie hingehörte; nur eine winzige Bruchstelle war übriggeblieben; aber sie ließ sich beim besten Willen nicht übersehen. Also hatte dieser Herr von Antiquitätenhändler doch...! Nun half das nichts mehr. Mit gut geputzten Erbkäuten trat Ulrich näher.

„Ja, was ist denn...? Aber die Nase ist ja...! Und heimlich ausgebessert, wie ich sehe. Da hat doch dieser Kerl...!“ „Dieser Kerl war ich, Herr Doktor!“ sagte der Kommerzienrat trocken.

Ulrich holte tief Luft. „Wie, Sie selbst? Ah, ich verstehe: Sie hatten beim Auspacken Unglück, Herr Kommerzienrat, und da — da — ah!“ „Hm, hm“, machte der Kommerzienrat. „Unglück kann man eigentlich nicht sagen, denn die Nase war vorher schon ab.“

„Aha! Also hat der Bote...!“ „Nein, der Bote hat auch nicht“, lächelte der Kommerzienrat. „Denn die Figur war fein säuberlich verpackt; und die Nase... ja, lieber Doktor, die Nase war ebenfalls fein säuberlich verpackt — aber in einem anderen Karton.“

Ulrich griff nach einer Entschuldig. Sein Gesicht war plötzlich sehr bleich. Er maß mit den Augen die Entfernung bis zur Tür.

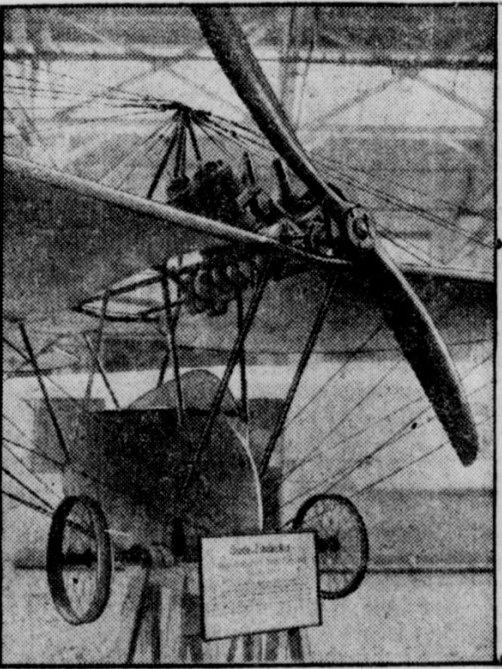
Der Kommerzienrat warf seiner Tochter einen Blick zu: „Sitzt oder nie! Er trat zwei Schritte vor und klopfte Ulrich auf die Schulter: „Rufen Sie es gut sein, Doktor! Ich ehre Ihr Kunstverständnis und bin Ihnen unaußersprechlich dankbar, daß Sie mir diesen Schatz da vernichtet haben. Das mit der Nase ist nicht der Rede wert. Es beweist mir nur, daß Sie kein Verschwendung sind, sondern ein sparsamer und rechnerischer Mensch und daß ich — keinem anderen Manne beruhigter mein einziges Kind anvertrauen würde, als gerade Ihnen.“

In Ulrichs Gesicht schloß eine läge Glutwelle. Hoffungslos starrte er den Kommerzienrat an. „Aber, aber —“ „Stotterte er, „ich weiß ja gar nicht, ob Viset — ob das gnädige Fräulein mich überhaupt will!“

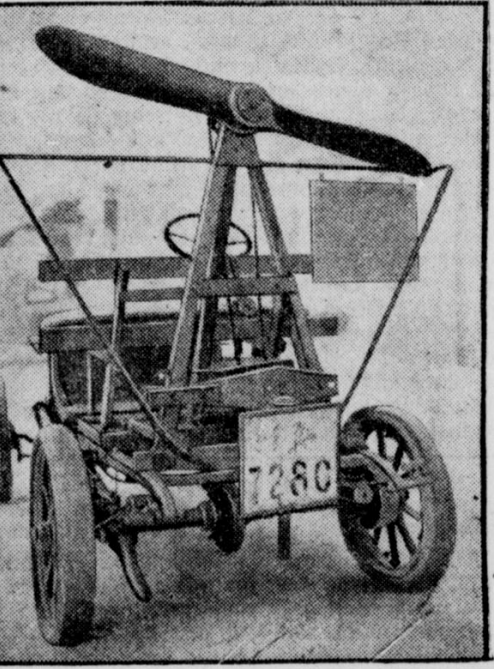
Langsam trat Viset zu ihrem Vater. „Nun hör mal, Pa, wie er wieder redet! Er selbst hat mir doch den Blinddarm rausgenommen... und er weiß ganz genau, daß ich nur noch 'n halber Mensch bin — sozusagen 'n Krüppel... Darum muß ich zufrieden sein, wenn mich überhaupt noch jemand will!“

„Bist!“ brüllte Ulrich, die Arme ausbreitend. Der Kommerzienrat machte leise die Tür hinter sich zu und wuschte sich den Schweiß von der Stirn. Mit einem Seufzer der Erleichterung sah er zu dem Bilde seiner vor einigen Jahren verstorbenen Frau auf. „Ja, ja, Anna, die jungen Leute sind heutzutage doch recht unglücklich... obwohl sie doch den Ban der Liebe haben! Wir hatten ihn damals noch nicht — aber geht, Alte, bei uns ging die Geschichte doch wesentlich einfacher vonstatten.“

Aus dem Museum zur Geschichte der Luftfahrt



Das erste deutsche Motor-Flugzeug, ein Grade-Eindecker vor 1908.



Das Propeller-Auto, eine Konstruktion, die sich nicht durchgeflogen hat.

Das Luftfahrtmuseum in Berlin-Johannisthal, dessen Eröffnung im Herbst erfolgen wird, vereinigt die interessantesten Stücke aus der Entwicklung der Luftfahrt-Technik und der verwandten Gebiete. Neben den

Haupttypen des Flugzeug- und Luftschiffbaus merden auch Konstruktionen gezeigt, die sich als abwegig oder undurchführbar erwiesen haben.

Im Lucrezias Willen stand er fest für Kellergewölbe seiner Stadtbürg vor dem Schmeltiegel und warf sein letztes Gold hinein. Er wußte, daß er nichts, was vom einstigen Schatz der Subrini geblieben war, aus dem Hause tragen konnte, denn die Wächtposten der Cardinali lauerten an allen Ecken. Deshalb schmolz er das Gold jetzt ein, um es irgendwo zu verstecken. Später, wenn die Cardinali ihren Triumph ausgelöst haben und sich nicht mehr um die verlassene Burg ihres vertriebenen Feindes kümmern würden, später konnte Matteo Subrini seinen Schatz holen, um das Leben seines Kindes irgendwo in der Fremde darauf aufzubauen.

Närrische Platten stützten durch das Kellergewölbe und warfen hübsche Schatten auf die Wände, als das letzte Goldstück, der letzte Rest von Subrini aus der Burg, die sie mit ihrem Leben gegen alle Feinde verteidigt hatten? Flohen sie, weil der Entschluß des Leuten aus ihrem Geschlecht ihnen die Heimatstadt raubte? Matteo Subrini schlug die Hände vor das Gesicht und schrie: „Lucrezia, Vaterliche fordert viel von mir.“

Nun war es soweit, daß Matteo Subrini den Forderungen der Cardinali weichen mußte: „Verlaß die Stadt, nachdem Du Urfehde geschworen hast!“

Noch einmal sollte er durch sein Haus gehen und Abschied nehmen dürfen. Einen Augenblick dachte er daran, sich auf

diesem schweren Gang von seinem Feinde begleiter zu lassen, um Lucrezia zu sagen: „Sieh, hier ist alles verpackt, was ich besitze und was Dir einst gehören soll.“ Aber dann verwarf er den Gedanken. Wie leicht konnte das arglose Kind in einem unbedachten Augenblick das Geheimnis ausplaudern!

So schob Matteo Subrini die Tochter jetzt sanft zur Seite, als sie sagte: „Vater, ich...“ „Nein, Kind, laß mich jetzt ein wenig allein.“ Umgeben ging er durch die Räume, Säle und Hallen. Sein Gesicht blieb reglos, und nur als er vor dem großen Holzkreuz stand, das in der Wand seiner Schlafkammer eingelassen war, blickte er wie verhallener Triumph über seine Aue.

Unten in der Torhalle erwartete ihn die Tochter. Er wollte ihr die Hand bieten: „Komm, Lucrezia, wir müssen fort.“ Da lenkte das Mädchen den Kopf. Das Blut schoß ihm in die Wangen, und es sagte leise: „Vater, wir können bleiben. Andrea Cardinali erlaubt es uns. Er schenkt uns das Haus, mir und meinem Geste Jacobello, den ich liebe.“

Matteo Subrini's Gesicht war zu Stein geworden. Sekunden langend schweigen verstrichen. Lucrezia sah zu Boden, ihre tastenden Hände suchten nach Halt an der Mauer hinter ihr. Denn jetzt sagte der Vater: „Hinter meinem Rücken hast Du mich gefunden? Da liebt den Cardinali, und das ist Dein letztes Wort?“ „Ja, Vater.“

Da verließ Matteo Subrini ohne Abschied von Lucrezia

das Haus seiner Väter, das er um seines Kindes willen den Feinden und der Unehre überantwortet hatte. Niemand wußte, wohin er ging. Niemand sah ihn wieder. —

Im Frühjahr 1932 kam ein fremder Maler in die Stadt. Er suchte ein Quartier, und der verfallene Palazzo in der Via Cardinali fiel ihm ins Auge. Er hatte sich immer schon danach gesehnt, einmal in einem dieser hohen düsternen Adelspaläste wohnen zu können, um die fein romantischer Sinn Schleier des Geheimnisses wab. Aber er war ein armer Künstler und hatte sich nach dem Süden durchgehangelt. So durfte er nicht hoffen, mit seinen paar Groschen Eingang zum Palazzo zu finden.

Aber er wollte ihn wenigstens besichtigen, und so fragte er einen Vorübergehenden, wer wohl die Schlüssel hätte. Der Mann nannte ihm eine Anschrift: „Das ist der Besitzer, und er wird wohl nichts dagegen einzuwenden haben, wenn Sie in der alten Ruine herumstöbern. Das Haus ist doch unbenutzt.“

Da lief der fremde Maler zu dem Mann, der ihm als Eigentümer bezeichnet worden war, und weil der ihn freundlich empfing, sagte er sich ein Herz: „Darf ich dort nicht wohnen?“ Er bot dem Besitzer als Miete eine Summe, die ihn fast zum Verzweifeln verurteilte. Aber er wollte in das Haus, er hoffte, dort neue Eindrücke für seine Arbeit zu finden. Und der Eigentümer lachte: „Wenn Sie mit Ratten und Mäusen haufen wollen, bitte, ziehen Sie ein.“

So war der fremde Maler unumschämter Herr in der alten Stadtbürg der Subrini. Und weil der Raum noch am besten erhalten, schlug er seine einfache Lagerstatt in der Kammer mit dem Holzkreuz in der Wand auf, in der Kammer der Lucrezia des Matteo Subrini.

Aber seine Arbeit schritt nicht vorwärts. An Eindrücken fehlte es freilich nicht, doch sie waren düsterer Art, düster wie der große schweigende Palazzo, der nur nachts zu unheimlichem Leben erwachte, wenn die Ratten über die morschen Fußböden tappend und der Wind durch scheibenhafte Fenster heulte, als klagten unerlöste Seelen im Hause.

So kam der Maler nicht zur Arbeit. Und eines Tages packte ihn darüber die Wut. Er wollte sich zum Malen zwingen und konnte nicht. Da griff er nach dem Schwert und warf ihn gegen die Wand.

In das Klappern der auseinander fallenden Bretter mischte sich da ein dumpfer Ton. Das schwere Kreuz war aus der Wand gefallen.

Der Maler hob es auf. Es konnte auf der Rückseite einen eingetragenen Namen mühsam entziffern: Matteo Subrini. Und eine Jahreszahl: 1376.

Er wollte das Kreuz reumütig über sein kindisches Vernehmen wieder in die Wand einhängen und hob es schon hoch. Da sah er, daß an der Stelle, wo es gefallen, nicht Stein und Mörtel war, sondern eine glatte mattschwarze Fläche. Es lag das Holzkreuz flach, lag in festerer Gasse sein Messer und kratzte über die gelbe Wasse.

Dann ließ er Kreuz und Messer achlos liegen und eilte aus der alten Stadtbürg. Niemals kam er in das Haus des Besitzers: „Was geben Sie mir, wenn ich einen Schatz in Ihrem Palazzo finde?“ Der Mann lachte, als hätte er es mit einem Ueberbessenen zu tun, und sagte leichthin: „Die Hälfte des Wertes.“

Er schenkte dem armen Maler mit diesem Versprechen ein Vermögen. Denn der Schatz, den Matteo Subrini in den Tagen vor seinem Auszug aus dem Haus seiner Väter dem Kinde zu Liebe in der Wand der Schlafkammer hinter dem hölzernen Kreuzig verborgen hatte, war mehr als jegliche Pfund.

Sie ist für Keiligkeit.
Skizze von Joh. Edward Brandt.
Ingenieur Hermann kam heute früher als üblich aus der Fabrik nach Hause. Eine Maschinenreparatur gab den Grund dazu.
„Schon auf der Treppe seines Landhauses vernahm er die Stimme seiner Frau. Elisabeth schien mit irgend einem Besuche im Gespräch zu sein.
Neugierig trat Hermann ein.
Eine gar nicht übel aussehende Frau, die ganz den Eindruck einer Dame machte, saß da auf dem Polsterstuhl. Er war der Meinung, daß ihm seine Frau den Besuch vorstellen werde. Aber das geschah nicht. Vielmehr sagte Elisabeth: „Es handelt sich um die neue Köchin, Hermann.“
Hermann brante sich eine Zigarette an und war im Begriff zu gehen. Die Verhandlungen mit der neuen Köchin gehörten ausschließlich zu den Befugnissen seiner Frau.
Da hielt ihn eine an die Bedienten gerichtete Frage zurück: „Ihre Zeugnisse, meine Güte, sind sehr alt. Waren Sie denn in den letzten beiden Jahren nicht in Stellung?“ Die Antwort verblüffte in ihrer Kürze und Offenheit: „Nein, gnädige Frau, ich war im Gefängnis.“
Das Dienstbüchlein, in dem Frau Elisabeth blätterte, fiel auf den Teppich.
Der Ingenieur hob es auf.
„Ich bin Minna Cordes! Vielleicht erinnern sich gnädige Frau an meinen Fall?“
„Bedauere, nein!“ Frau Elisabeth hob die Schultern. „Hermann glaubte entschuldigen zu müssen: „Es geschieht heutzutage auch gar zu viel. Jeden Tag ein gutes Duzend neuer Fälle. Da ist es schon ein Ding der Unmöglichkeit, das alles im Kopfe zu behalten.“
„Freilich, freilich!“ Minna Cordes machte eine Pause, bevor sie vollendete: „Ich bin also die Frau, die ihren Bräutigam einen Topf voll siedenden Wassers ins Gesicht gegossen hat. Er starb an den Brandwunden.“
Frau Elisabeth maß sie jetzt von oben bis unten.
Hermann fragte: „Und aus welchem Grunde taten Sie das?“
„Die Zeitung war daran schuld!“
„Welche Zeitung?“
Minna Cordes erzählte: „Also! In diesem September werden drei Jahre darüber verlossen sein, daß ich Paul Runderst bekanntlich gelegentlich eines Tanzvergnügens gemacht habe. Ich kann nicht sagen, daß er mir sonderlich gefallen hätte. Aber er machte mir den Hof. Er verliebte sich richtiggehend in mich. Schließlich hielt er um meine Hand an. Das schmeichelte meiner Eitelkeit. Wie wir Frauen nun doch einmal alle miteinander sind! Wir kommen uns samt und sonderst größer vor, wenn wir auf dem Standesamt vorgesprochen haben. Es ging alles in schönster Ordnung. Das Bild schien uns zu lächeln. In einer herrschaftlichen Villa war die Brautjungferstelle frei. Der Bestatter, ein millionenschwerer Großindustrieller, suchte ein junges Ehepaar. Wir waren so gut wie angenommen. Da schob Paul das Angebot unter allerhand Vorwänden hinaus... Die schöne Stelle! Ich war außer mir. Ich machte ihm Vorwürfe. Schließlich rüde er mir die Sprache heraus: Er hatte ein Verhältnis mit einer Verkäuferin!“
„Und da rief Sie die Eifersucht zu Ihrer Tat?“ fragte Hermann.
„Ja, wo! Die Zeitung ist daran schuld.“
„Das sagten Sie schon einmal.“
„Warten Sie! Ich wollte unter keinen Umständen die schöne Stellung in der Villa aufs Spiel setzen. Heutzutage, angeht dieser Arbeitslosigkeit! Darum sagte ich zu Paul: Aber das ist doch kein Hindernis für unsere Heirat. Eifersucht ist mir fremd. Du beschst also Deine Freundin noch ab und zu, machst ihr die Sache klar und läßt die Geschichte langsam einschlafen.“
„Und?“
„Paul war damit einverstanden. Alles wäre gut gegangen, und wir wären jetzt längst in dem Hauswirtschäfer der Villa — ein entzückendes Häuschen, versichere ich Sie — wenn eben nicht die Zeitung gewesen wäre! Aber sie war da. Sie lag unter meinem Kissen, wo ich sie der Reinlichkeit halber ausgebreitet hatte. Eine Nummer der „Nachrichten“. So oft ich an dem Gasherd zu tun hatte, fiel mein Blick auf das unglückselige Blatt. Mehr als zwanzigmal habe ich diese Zeilen fast einen ganzen Monat lang gelesen. Stellen Sie sich doch, bitte, vor, was das zu bedeuten hat! Sie böhnten sich so tief in mein Gedächtnis ein, daß ich noch heute von diesen Zeilen träume. Auf Schritt und Tritt habe ich sie vor mir. Diese Zeilen und was es sonst noch auf dieser Seite gab. Eine neue Konferenz, Schmelzwerk im Schwarzwald. Eisenbahnkatastrophe. Und eine Furie! Das erweiterte Schöffengericht in Rauten verurteilte Lisa Eva Graupner wegen Totschlags zu 4½ Jahren Gefängnis. Nach einem Streit mit ihrem Gemannt hatte sie diesen, wie erinnerlich, in der Waschküche erschossen und bei lebendigem Leibe gefressen. Da die Tat im Affekt geschah, billigte ihr das Gericht mildernde Umstände zu.“ Das las ich wieder und wieder an jedem neuen Tage, schielte einen ganzen Monat lang — begreifen Sie nun?“
Frau Elisabeth hatte sich erhoben. Sie gab das Dienstbüchlein an Minna Cordes zurück und sagte:
„Ich bedaure unter diesen Umständen auf Sie verzichten zu müssen.“
„Das dachte ich mir“, erwiderte Minna Cordes und ging. „Sie drängen auf, erwiderte Hermann: „Eigentlich halt Du recht. Annehmen mit einer Mörderin, die einem auch noch die Wohlgefallen bereitet! Ein unerträgliches Gedank!“
Frau Elisabeth lachte: „Bist Du altmodisch, Hermann! Mörderin, das wäre das wenigste! Aber, bitte, bedenke. Einen ganzen Monat lang läßt diese Person dieselbe Zeitung unter dem Gasherd liegen! Da bin ich denn doch für Keiligkeit!“

Die Ruffentiste.
Skizze von Gerhard v. Gottberg.
Nur der alte Krug steht noch im Dorf, sonst wurde alles müßig und zu Trümmern. Und nun ist Friede geworden, die siebenjährige Kriegszeit vorbei. Aus halbverschütteten Mauern und Waldbüschen sind vergrämte, abgegrünte Bewohner zurückgekommen. Jene Männer... an die dreißig Witwen und fast noch mehr Waisenkinder.
„Es ist Friede geworden!“ sagt der junge, vernarbte Grenadier, der vor Wochen sich im Dorf einfindet und eine bestlos gewordene Widmutter in mühseliger Kleinarbeit auftrichtet, das Gartenland umflücht und die gepökelten Ochsen mit Salz zu erhalten sucht. Aber man glaubt's ihm nicht. Die Menschen sind wie schreckliche Tiere, die vor jedem Fremden flüchten; die Menschen sehen um sich hergehende Arbeit und fordernde Aufgabe und haben doch keinen Mut und keine Kraft mehr. Sie essen Rindfleisch und Kesselbrei und fragen nichts mehr und tun nichts mehr.
Doch es ist heute anders im Trümmendorf. Eine Kunde flug von Laufung zu Laufung, die alle Bewohner aus Schwäche und Willenlosigkeit erweckte. Jähr hier schling in erschöpfte Schritte.
Der lange, einseitige Dorfschmied Ramelow hat beim Wilschneider im Dorf eine Eisenliste gefunden. Dort war der Ruffen großer Lager, die König Friedrich sein Jorndorf schlug. Und in dieser Riste, die man noch nicht aufbekam, flücht und wibelt es „Gold!“ rann einer, „Dutaten!“ der zweite! Edel fladert's in den Augen aller. Sie schleppen die Ruffentiste zum Dorfkern. Draußen stehen sich die hochläufigen Weiber und abgegrünten Kinder. Drinnen stehen die zehn Männer des Dorfes unter ihnen der Wirt und jener junge Grenadier.
Will einer die Riste heben, die Riste aufzuschlagen, sollen andere ihm in den Arm. Schieber ist aus Nichtstun geworden, daß aus Entnennung, Leid aus Hunger. Der schwarze Ramelow hat das Gold gefunden. „Ich schlag die Riste ein. Wer gegen ist, den soll der Satan spalten!“ Doch der untere Riste, dessen Waise ein Trümmersohn wurde, wolt

Irene/ Erzählung von Hans Bethge
Wie reizend ist der Garten. Ein Bauerngarten, bunt, lebendig in der Julisonne, Farben von schweller Leppigkeit, dabei ein so einfacher Garten von natürlicher landschaftlicher Schönheit. Da ist Wohn in allen Farben, weißer, roter, gelber, orangefarbener, wild wuchernd, immer mit jedem Lauch, lila Veilchen, Ritterpopen von unerhöhten Blau, die entzückenden, tränenreichen in rosa und weiß, zu lieblich, als daß man an den Ernst der Tränen glauben könnte. Dann Malven, dicke, seidig leuchtende Blüten, die einen weiß mit einem grünlichen Anhauch, andere champagnerfarben, andere rosa wie die düstigen Sommerleider junger Mädchen, andere von einem dunklen, fatten, schweren, tragischen Rot, rot wie das Blut, das aus — Irene's Schulter rann.
In meinem geliebten Sommergarten strecke ich mich aus auf einem gepökelten Liegestuhl, lasse die Augen träumen über das beseligende Bunt der Blumen streifen.
Ich suche Irene zu vergessen. Wie spreche ich nur vor ihr? Sie war eine Schauspielerin — „war“, sage ich, obwohl sie noch lebt, durch meine Gnade, und abends über die Bühne schreiet, aber für mich ist sie nicht mehr da, für mich ist sie ausgelöscht auf immer, sie hat mich genug gequält.
Sie war nicht schön, nur ihre schlanke, edle Nase war schön zu nennen, und hübsch war ihr Hals, weiß, auslassen wie kühler Samt und von einem dezenten Rhythmus. Selbst, wie sie sich ausbeugte und was sie auch tat, ich mußte immer an schlanke Tiere denken.
Es war nicht Zufall, daß sie mich so oft an raffige Tiere erinnerte, sie war ein ganz triebhaftes Geschöpf, innerlich sehr einfach, aber ganz natürlich gestaltet und völlig unfähig, sich über ihre Natur zu erheben.
Wir lernten uns zur Zeit, da ein gemeinsames Bekannten kennen, sie hatte ein dunkelgrünes Seidenkleid an und eine rosa Nase auf der Brust. Sie plauderte voll Mumm und hatte ein silbernes Vogelkloßchen.
Nachher schlenkerten wir durch die Stadt, es war ein goldiger Herbsttag, dann durch den riesigen Stadtpark, wo die Ästern buntglänzend in den Beeten standen. Wir liefen uns auf einer Bank nieder, ich nahm ihre Hand und küßte, wie sie erwiderte.
Wir wandelten weiter hinaus in den Wald, die Abendsonne lag auf einem See, in der Luft schienen wilde Enten. Wir standen unter einer großen, gelben, wippenden Birke und sahen auf den leuchtenden See hinaus, sie hielt den Hut am Arm und schweig. Ich fuhr ihr über das dicke, kastanienbraune Haar, und sie lebte sich an mich, selbstverständlich und warm, mit schnellerem Atem. Dann umarmte sie mich in einem untergründigen Empfinden, daß ich erschau.
Es war, als wolle sie eine Schlange um mich wunden, es war, als könne die mächtig stutende Melodie ihres Blutes gewaltig in mich über.
Nach der Vorstellung holte ich sie häufig zum Theater ab. Weiß war sie recht müde nach der Vorstellung, ihre Sprache und Wesen waren lässig, aber wenn sie dann ihre Hand voll auf meine legte, straffte sich ihr ganzes Wesen, und in ihre Augen kam ein sonderbares phosphorisches Glänzen. Ich hatte das Gefühl, daß sie mich liebte, wenn ich um sie war, daß diese Empfindung aber erlosche, sobald sie nicht mehr sah, sobald ihr Blut nicht mehr im Rhythmus des meinigen rann. Dieses Bewußtsein quälte mich mehr und mehr, ich fing an eifersüchtig zu werden, ohne zu wissen auf wen.
Eines Nachmittags sah ich sie in der Stadt an der Seite eines jungen Menschen, offenbar eines Schauspielers. Sie bemerkte mich nicht. Mein Herz erbebte; mir schien, daß ein Glanz des Glücks auf ihren Wangen lag, während sie zu ihm sprach, und auch die Haltung ihres Körpers rede von Glück.
Am Abend hatte sie keine Vorstellung, sie kam zu mir, wie wir verabredet hatten. Ihre Stimme war heiser; sie brachte mir ein paar weiße Rosen mit, die sie geschäftig in eine Vase aus dunkelblauem Glas stellte. Ihre Stirn hatte so etwas Leuchtendes an diesem Abend.
Ich selbst war niedergedrückt, aber ich suchte meine Stimmung zu verbergen. Freilich küßte ihr Juchst sehr bald, daß etwas in mich nicht in Ordnung war.
„Was ist dir?“ fragte sie.
„Nichts“, entgegnete ich, „höchstens, daß ich dich heute nachmittag in der Stadt mit einem deiner Kollegen sah. Du läßt so glücklich aus. Liebst du ihn?“
Sie lächelte ruhig und schüttelte ihr kastanienbraunes Haar. „Nur dich“, sagte sie, nahm meinen Kopf in beide Hände, drückte sich an mich wie eine Welle des Meeres und sah mich an, aber in ihren Augen stand es wie eine Frage.
Ich suchte meine Gedanken mit Gewalt zu verjagen. Aber als ich wieder allein war, quälte ich mich von neuem. Ich küßte wohl, daß sie mich liebte, wenn sie an meiner Seite war, aber auch, daß sie von Irene nichts wußte.
Eines Tages schickte sie mir ein paar eilige Zeilen, ich möchte sie am Abend nicht vom Theater abholen, ihre Mutter sei gekommen. Sofort stieg der Abendhimmel heiß in mir empor.
Ich ging zum Theater und verberg mich dem Ausgang gegenüber in der dunklen Tür eines Hauses. Nach einer Weile kam sie, sah ich sie, etwas schau, bemerkte mich nicht und schritt die Straße hinunter. Ich folgte ihr auf der anderen Seite. An der Ecke stand ein Mensch, der sie erwartete, sie legte ihren Arm in den seinen und beugte sich liebevoll zu ihm hinüber.
Ein elendes Geschöpf, sagte ich mir, treulos und ohne Halt. Warum schloß ich nicht die Tür vor ihr zu, warum

auf: „Dortgut ist der Fund. Uns allen gehört. Das Buchst war Gemeindegut.“ Sie stimmen ihm bei, sie murren. Der Wirt will vermitteln, doch Ramelow schwingt das Bein wie eine Keule zum Schlag. Draußen streifen die Weiber. Sie sehen und hören nicht, was sonst vorgeht, in ihren Händen nistet dieselbe Gier, in ihren Hirnen langjährige Arbeitslosigkeit. Und einmala, wo hier das arbeitsfähige Dorf, wurde geworfen vom Morgenrauschen zur Abenddämmerung, bis der Krieg kam in seiner Endlosigkeit. Sie merkten nicht, daß hinter ihnen eine dreißigjährige Klostelschleife bält, aus der ein geübter Mann mit Dreißig und Kräftigkeit steigt. Ihm waren zwei Männer in der Offiziersmontur der Kaiserarmee Garde. Der Fremde steht und lauscht, dann flücht er ins Ge.
Drinnen ist der Hof einer Dorfschaft entbrannt, drinnen steht die Trube, die da sitzt und besticht. Der junge Grenadier, den sie kürzer nennen, ist zwischen die Streiter gerungen, wirbelt den Lichtknäuel, daß eine Stimme wie der Marschall Schwerin der Prag: „Friede im Dorf! Wollt Ihr den Krieg der Wälder weiterpinnen im eigenen Blut? Ihr, die Ihr zusammengehört auf Irene oder Verderben? Verflucht sei Eure Gier! Diebe seid Ihr, wenn Ihr die Riste droht. Königsgut ist der Fund nach Freudenrecht. Nicht Ihr oder ich — nicht Ramelow oder Wälder — dem König gehört Kriegsbeute, dem Finder nur die Bräme.“
Jäger, die Augen verdunkelnder Hof verflucht gegen den Sprecher. Ein jeder will Anteil am Fund, und nun kommt der Fremde und will sie alle berauben, eines Gefekes wegen, das doch in sieben Kriegsjahren zerborst und dem Faustrecht Platz gab. Einer nach dem Grenadier am Gallo: „Verflucht ist Dein Friede, verdammt Dein Gefek!“ Wessler blühen.
König Friedrich stößt den Dreißig auf den Kopf, sein Kräftloß droht: „Was geht hier vor?“
Sie treten zurück. Ein Mann ist draußen... der König! Friedrich wendet sich an den Grenadier: „Erzähl Er!“
„Halten zu Gnaden, Majestät! Der schwarze Ramelow fand eine Riste beim Dorfanger. Sie füllte nach Gold. Die Ruffen haben alles verbrannt und nur den Hunger und zurückgelassen. An Friede glaubt man nicht; denn was war Friede ohne Brot und ohne Arbeit! Nun hat die Ruffentiste allen den Kopf verdirrt — und um die Beute, die dem König gehört, geht böser Streit.“

„Ihre Mutter fort?“ fragte ich. Sie nicht.
„Du hast recht“, sagte sie ohne jede Betrovung, „ich konnte ihm nicht abgehen, ein alter Bekannter, er ist mir gleichgültig, glaube mir.“
Ich lächelte. „Ich glaube dir nichts mehr, Irene. Sieh dich vor! Ich könnte eines Tages meinen Revolver nehmen...“
„Du!“ rief sie aus und hing sich an mich mit glühenden Augen. Das Bewußtsein, daß ich fähig war, sie aus Liebe zu erschrecken, beseligte sie.
Bald darauf wurde ich krank. Es war ein Rückfall der Malaria, die ich mir einst im Orient zugezogen hatte. Ich lag fiebernd im Bett und küßte mich jammervoll. Nach Wochen wurde mein Zustand besser, ich konnte im Lehnstuhl sitzen und etwas lesen. Mich quälte der Gedanke, was für geheime Wege Irene in diesen Wochen gegangen sei.
Eines Abends küßte ich mich unermüdet so wohl, daß ich beschloß auszugehen und sie nach der Vorstellung zu beobachten. Sie kam heraus, leichtfüßig wie eine Hindin, draußen wartete ein langer, schmaler Mensch, hing sich in ihren Arm, und sie wanderte beschwingt dahin wie in einer Aureole des Glücks.
Am folgenden Abend ging ich wieder aus, ich suchte mir eine Bank am Rande der Anlagen, wo sie vorüberkommen mußten. Hier sah ich, dicht in einen dunklen Mantel gehüllt, und wartete. Endlich kamen sie, langsam schlendernd, Arm in Arm. Ich unterließ ihr Gespräch.
„Wer war der Offizier, mit dem du gestern gingst?“ fragte er.
„Der Bekannte einer Freundin, ich kenne ihn nur flüchtig.“
„Du sahst ihn so selbst an; liebst du ihn etwa?“
„Mein einziger Feind“, sprach sie in gütlichem Ton und schmeigte sich an ihn, „was sagst du da?“
Ich lachte in mich hinein, erob mich, lebend, noch etwas vom Fieber in den Adern, ging ein paar Schritte hinter den beiden her und schob meine Pistole auf Irene ab. Sie tat einen kleinen Aufschrei, dann sah sie hin; ich trat hinzu und erkannte, daß Blut aus ihrer Schulter rann. Wenigsten hatten sie sich um uns ber. Ich mußte einer Trostschleife, die vorüberfuhr, und hob die Pistole hinein. Der andere setzte sich zu uns, so sahen wir drei Irene's Wohnung zu.
Unterswegs erwiderte sie. Sie erkannte uns beide voll Bewunderung. „Was ist geschehen?“ fragte sie.
„Ich habe dich in die Schulter geschossen“, sagte ich, „es war meine Absicht, dich zu töten.“
Ein seltsames Glänzen über ihre Züge; sie griff nach meiner Hand, küßte sie und drückte sie auf ihr Herz.
Nachher trugen wir sie in ihre Wohnung empor und legten sie auf den Divan. Ich lief zu einem Arzt, unterrichtete ihn, er nahm sein Verbandzeug und kam mit mir. Seine Untersuchung ergab, daß es nur eine Fleischwunde war, nicht gerade gefährlich, aber doch auch nicht harmlos, denn sie hatte viel Blut verloren.
Am nächsten Tage ging ich hin und brachte ihr Rosen. Es stand schon ein anderer Rosenstrauch an ihrem Bett. Ich sagte ihr, daß ich heute das letzte Mal zu ihr käme, ich würde verreisen, um sie zu vergessen.
Mit einem langen, gedehnten Blick sah sie mich an, hager und müde. Dann, während ich schon zur Tür schritt, hörte ich sie leise sagen: „Schade, daß du nur die Schulter getroffen hast.“
Gestern nachmittag geschah etwas. Während ich daliege, und auf das letzte Wehen des Sommerwindes lausche, öffnet sich plötzlich die Gartentür, und Irene tritt ein. Ich sprang auf. Wortlos trat sie auf mich zu, wortlos fiel sie nieder, umschlang meine Knie und preßte mich an sich, schweigend, wie wahnsinnig.
„Irene“, sagte ich, „warum bist du hierher gekommen, wo ich Ruhe suche? Ich muß allein sein.“
„Ich liebe dich, ich kann dich nicht vergessen.“
„Komm“, sagte ich, „wir wollen ein Stück gehen.“
Wir verließen den Garten und wanderten durch das Dorf. Ich sah nach der Uhr. „In einer Stunde fährt dem Zug“, sagte ich, „du mußt noch heute in die Stadt zurück.“
Sie sah mich tröstlos an, und ihre Augen verdunkelten sich. Wir schritten noch eine Weile durch die Felder, dann ging ich dem Bahnhof zu. Sie ging etwas geneigt, müde, als trage sie eine schwere, unsichtbare Bürde.
Nun bin ich wieder allein mit meinen Blumen, und Irene wandelt des Abends im Rampenlicht über die Bühne, schlanke wie eine Gazelle.
Ich küßte, daß ich es nötig habe, noch lang. „Nur noch zu weilen, holde sommerliche Blüten.“ Es war, wie Rüge, wenn ich zu Irene sagte, daß alles vorüber sei. Aber ich vertrane auf euch, Wälder, Malven und Ritterpopen, und auf die gütige, alles heilende Zeit, und so will ich geduldig warten, bis das Vergessen kommt.

Der König schneidet, sieht den Kreis der breitschultrigen Männer, denen Entbahrung und Not sieben lange Jahre ihren Stempel gaben. In Friedrich's Stimme tritt ein weider Nachklang: „Man schlage die Riste auf. Entbält sie Gold, ann sei sie Euch zum Aufbruch übergeben. Jedem das Seine!“
Irene's Hand, die Faust, nicht mehr gleiches Recht!“
Ramelow kann die Faust nicht mehr halten. Sein Bein rakt aus Eisen. Rüst, schlag, dann bricht das Schloß. Der Grenadier beugt sich nieder, der Dredt tracht zu Seite. Jene einfache Altkleider, ein Traubeden und eine Bibel sind der Inhalt. Mit raschem Griff reißt man dem König das alte, schwarze Buch. Friedrich schneidet, flüchtet drinn, sieht Aufzeichnungen und Daten des gemordeten Pastors über Tausen und Tod dieser Gemeinde, findet einen Zettel, den jene stiernde Hand geschrieben: „Bete und arbeite!“
Es ist totentstimm im Kreis, gedrückt stehen die Männer, die hier erstarkt unter Schamgefühl. Sie sind ja Preußen, arbeitssame Bauern, denen Not und Elend nur den Sinn vertirrte. Friedrich sieht die Männer mit langsamem Blick, liegt den Zettel laut vor: „Bete und arbeite, Bete!“ Das war der beste Wille Eures Dorfes. Bernet von diesem Schatz!“ Und dann, zu dem Grenadier gewendet: „Er scheint ein braver Burck, ist von Eund an mein Amtsvorwarter. Für jeden Mann des Dorfes hol Er in kurzer Frist vom Königl. Amt des Dorfes ein 20 Regen Saatgut, ein Pferd und eine Kuh, für jede baufällige Faust sodiel Holz aus meinem Forst, wie Ihr benötigt. Ich komme wieder...“ Der König's Augen haben seltsamen Glanz. „Dann will ich ein Dorf der Arbeit finden und Mut und alten Preußen-schlag!“
In einem Dorf im Osten beginnt eine Kirchenschronik mit folgenden Sätzen: „Das alte Kirchendach nahm uns der Ruffe, doch unser Bibel blieb. Ein Neues hebt an auf des Königs Befehl, der wegen der Ruffentruhe, die dem Dorf zum Segen wurde, einen Streit geschlichtet. Bete und arbeite!“ Einmal noch zum Führer, dem König zur Freude sei. Anno 1766!

Die kleine Lu.
Skizze von Hans Rensler.
Etwas jählos und unentschlossen stand die kleine Lu vor dem Gewaltigen, auf dessen Bürostuhl ein Wort eine Großmacht verführte: „Entendanz! Auf Empfehlung eines ihrer Freunde war es ihr gelungen, bis zur höchsten Instanz des Stadtheaters der jüdischen Stadt vorzudringen, und nun wartete sie auf das Urteil: Angenommen oder abgelehnt!“
Mit vielen Mühen und unter persönlichen Opfern hatte die Mutter, die verwitwete Frau Rechnungsrat Lenger, das Gelangstadium der einzigen Tochter ermöglicht. Jahre der Not und des Zweifels waren vorüber, und nun galt es, den Kampf ums Dasein auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, aufzunehmen.
„Schön also, mein Fräulein“, erhob sich der Gewaltige, „ich kann Ihnen natürlich nichts Bestimmtes versprechen, weil ich noch die Meinung meiner Mitarbeiter hören möchte; immerhin: ich will einmal den Versuch machen...!“
„Ich — ich danke Ihnen, Herr Intendant!“
Die kleine Lu stand draußen. Grenzenlose Freude im Herzen: Ich will einmal den Versuch machen...! Die letzten, Hoffnung gebenden Worte des Intendanten brannten wie Feuer in ihr, verließen sie nicht, härteten ihren Mut, stählten Willen und Tatkraft. Al Sie wollte beweisen, daß sie nicht nutzlos jahrelang der Mutter schlaflose, sorgenvolle Nächte bereitet. Sie wollte zeigen, daß auch Menschen, denen die Natur das Gabengeld eines großen stattlichen Wuchses vorenthalten, Großes zu leisten vermögen.
In der Intendant's Kinnelste das Telefon:
„Tag, mein Vater. Nun, was ist's mit der kleinen Lu...?“ fragte Direktor Meller, der als Mäzen des Schauspielers bekannt war und sich stets etwas darauf zugute tat, neue Sterne zu entdecken. „Hast ich Ihnen das Ergebnis empfohlen?“
„Ja...“, zog der Intendant die Brauen hoch, „...alles ganz schön und gut, nur die Statu nimmt sich halt ein wenig klein aus auf den Brettern. Aber trotz allem...“
„Geben Sie der kleinen Lu erst einmal Gelegenheit, sich recht zu entfalten, drücken Sie ihr eine schwere Rolle in die Hand, lassen Sie sie toben; Sie werden mir noch dankbar sein für den Tip...“
Zwei Hörer klappten in die Gabeln.
„Als Galt auf Anstellung spielt Fräulein Lu Lenger die Rolle der „Mimi“. Und dann folgenden Urteile bedeutender Blätter über Konzerte der kleinen Lu.“
Das Haus war voll. Bis auf den letzten Platz. Einmal, weil „Böhme“ trotz aller neuen Sachen immer noch ein Haus und lassenfüllendes Stück war, zum anderen hatte die Kritik der kleinen Lu die Wege schon bereit geordnet, daß man neugierig geworden war. Und Neugierde ist bekanntlich die größte menschliche Schwäche.
„Sei groß und stark und gib Dein Bestes her...“ ex-munierte Meller seinen Schilling noch einmal kurz vor dem dritten Ringelzeichen. „Und nun: Hals- und Beinbruch!“
Lu stand auf der Bühne. Die kleine Lu. Ihre Stimme ließ die Tausende, die das Haus füllten, aufhorchen. Ihre Stimme schmeichelte sich in die Herzen der Menschen, rannnte Vorurteile über den Hausen, stand groß im hohen Raum, perlte wie flüssiges Gold, begeisterte, rief mit, bestrich, ließ die ganze Dual der Mimi wie eigenes Leid empfinden, vermittelte die Traut der Künstlerliebe in seiner gewaltigen Größe.
Aus der kleinen Lu wurde die große Lu! Aus dem schieren, schüchternen, von Zweifel geschnitten, hoffenden Menschen wuchs die große Heldin.
Blumen regneten auf die Bretter, die das Schicksal der kleinen Lu geworden. Das Haus wollte nimmer zur Ruhe kommen. Der Beifall raste, tobte, fand immer wieder sein Echo vom Parkett heraus bis zum obersten Rang. Zum letzten Mal lenkte sich der Samt des schweren Vorhanges.
Als die große Lu wieder in die Wirklichkeit.
Wie aus einer anderen Welt erwachend, stand da wieder die arme, kleine Lu, schau und schüchtern...
Und weinte! Weinte Tränen der Freude über das schier Unfassbare, das sich da eben offenbarte: Sieg!
Droben in einer der Logen aber stand stolz und begeistert eine Mutter, die ihres Kindes wegen manche schlaflosen und sorgenvolle Nächte gesehen.

Eine beneidenswerte Ehefrau.
Hoch klingt das Lied von braven Ehemännern, dem Eskimo Etolo Enut, der, als er seine kranke Frau zum nächsten weichen Arzt bringen wollte, in seinem kleinen Boot aus Seehundsfell dreihundertfünfzig Kilometer zwischen treibenden Eisschollen zurückzulegen hatte. Und die von dem tüchtigen Kuberer vollbrachte Leistung ist um so höher zu werten, als er auf dieser Fahrt auch auf den Zustand der kranken Rückst nicht nehmen und sie möglichst vor Ergrüthungen bewahren mußte. Als man dann den Arzt in Churhill erreichte, stellte dieser nur ein leichtes Magenleiden fest, das sich jedoch in der mangelhaften Pflege innerhalb der Artis ficherlich erheblich vergrößert haben würde. Der wadere Eskimo gedachte die Kunst des weichen Magiers durch einige mitgebrachte kostbare Pflanze zu belohnen. Doch das litten die Landleute dieses idealen Gatten nicht. Sie veranstalteten — von solch ehelicher Liebe gerührt — eine Sammlung und beglichen damit die Rechnung von Arzt und Apotheke.
Schluß mit den Geshcheidungen.
Richter Edward S. Casey in Chicago entließ sich über die zunehmende Zahl der amerikanischen Geshcheidungen, die bald größer sein wird als die der Ehelichen. Und nun scheint er das Mittel gefunden zu haben, um diesem Uebelstand Abhilfe zu schaffen. Als Richter ist er berechtigt, Geshcheidungen vorzunehmen, ein Recht, von dem aber seine Kollegen keinen Gebrauch zu machen pflegen, da es ihnen nichts einträgt. Richter Casey aber hat mit dem alten Brauch gebrochen und empfiehlt allen jungen Paaren, sich bei ihm kostenlos trauen zu lassen. Der Zweck der Uebung ist nämlich der, daß der menschliche Beamt jeder von ihm getrauten Braut ein modernes Kochbuch mit ein paar passenden Worten überreicht: „Benutzen Sie es recht oft, studieren Sie es fleißig, sorgen Sie für das leibliche Wohl Ihres Gatten, und Ihre Ehe wird gegen alle Stürme gesichert sein!“ Das Vorhaben des freundlichen Richters hat bei allen jungen Leuten Anklang gefunden. Dagegen beschwert sich der Sheriff, dessen Unterzungen unter normalen Umständen die Trauungen vorzunehmen haben, bitter über diese „unlautere“ Konkurrenz. „Das Geschäft der Brautjungfer“, so schreibt der brave Beamte, „wird durch Richter Casey bei jedem Trauungsfall um hundert Dollar geschädigt.“ Nun bleibt abzuwarten, ob die Beschweide Erfolg haben wird und ob der vorgelegten Instanz die fünf Dollar lieber sind als eine durch Richter Casey's Kochbuch vor dem Ehebretern getretete junge Ehe.
Vergänglichkeite.
Ein Schmetterling taumelt in Blüthenfeld, Nichttrunken und feilen in flimmernder Luft. Kornähren wogen golden und höher — Heute noch — heute noch — morgen nicht mehr.
Aus Hen und Rosen flattert Geklang, Eine Tanzgeige lacht und beschert. Das Leben flutet so jung noch und leer — Heute noch — heute noch — morgen nicht mehr.
Ein Schmerz schäumt über. Ein schwarzes Gewand, Von entgleitenden Blüten kaum umspannt. Die Wimper amflort sich, das Herz wird schwer — Heute noch — heute noch — morgen nicht mehr.
Wiederholt Scholz